

Das Verschwinden der Toten

Die einstige funerale "Wunderwaffe" zieht nicht mehr: Warum das Grabmal in unserer Gesellschaft im Gegensatz zu früheren Zeiten kaum noch Bedeutung hat
VON PHILIPP ZITZLSPERGER



Kardinal Alderano Cibo,
S. Maria del Popolo, Cibo-Kapelle

Die christliche Erdbestattung, amtsdeutsch die "Komplettvergrabung", kommt aus der Mode. Die Zahl der Urnenbestattungen steigt kontinuierlich, die ewige Ruhestätte auf dem Friedhof dagegen wird immer unbeliebter. Die Asche im Meer, als Dünger unter einem Baum oder in der Urne auf dem heimischen Kamin gehört in den Niederlanden und Großbritannien längst zur Normalität. In Deutschland ist dagegen der Friedhof als letzte Ruhestätte vorgeschrieben, freie Bestattungswahl für freie Bürger gibt es bei uns noch nicht, denn, so das Argument der Friedhofsbefürworter, das Recht auf Selbstbestimmung darf nicht das Recht auf die eigene Menschenwürde verletzen. So werden hierzulande mittlerweile zwar 40 Prozent aller Toten eingäschert, in Großstädten wie Hamburg sind es sogar über 50 Prozent, doch die Asche untersteht noch immer dem Friedhofszwang. Das mag weniger nachdenklich stimmen als die Tatsache, dass fast 15 Prozent der Urnen auf Wunsch der Verstorbenen und Hinterbliebenen in anonymen Massenreihengrabplätzen landen - Tendenz steigend.

Warum hat das Grabmal in unserer Gesellschaft seine Bedeutung verloren? Warum will kaum jemand mehr in teuren Grabmalpomp investieren, um die Erinnerung an sich bzw. seine Familie zu verewigen? Am Geld allein kann es nicht liegen, denn der Wohlstand der Gesellschaft insgesamt ist gestiegen im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten, als man die Kirchen und Friedhöfe Europas noch mit opulenten Grabmälern schmückte.

Es ist bekannt, dass das Verhältnis der Gesellschaft zu ihren Toten einem stetigen Wandel unterworfen ist. Philippe Ariès hat in seinem Standardwerk über die *Geschichte des Todes* (dtv 1999) drei Entwicklungsphasen von der Spätantike bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet. Am Anfang stand die Vertrautheit mit den Toten, die in der Stadt integriert blieben und in oder bei der Kirche *ad sanctos*, bei den Heiligen, bestattet wurden, wobei für die Mehrzahl der Menschen die Grabmäler bescheiden ausfielen und nur für die gesellschaftliche Elite aufwändiger waren. Die zweite Phase war gekennzeichnet von einer an Brutalität grenzenden Gleichgültigkeit gegenüber den Toten. Nun verschwand deren Mehrzahl in Massengräbern - oder aber ihre Liegerechte beschränkten sich auf höchstens zwei Jahre, bevor sie sich die Grube mit anderen teilen mussten. Die Platznot war dem Bevölkerungswachstum in den engen Städten des frühneuzeitlichen Europas geschuldet.

Nivellierung der Erinnerungskultur

Um 1800 verlegte man die Friedhöfe schließlich an den Rand der Städte. Der neue Lebensraum für die Toten garantierte lange Liegerechte. Die Romantik beförderte den Friedhof zum besinnlichen Ausflugsziel, zum morbiden Landschaftsspektakel, und animierte die Familien zu engagierter Grabmalpflege. Während im Zeitalter der Monarchien der Aufwand für das Grabmal noch an die Stände der Gesellschaft gebunden war, also während allein Adel, Ritter und Klerus sowie das städtische Patriziat das Privileg des Grabmonumentes genossen, setzte mit der Französischen Revolution eine Demokratisierung des Grabmalkultes ein. Nun bestimmte vor allem das Geld die Pracht des Grabmals, nicht der Stand. Die Angehörigen verschiedenster Gesellschafts- und Berufsgruppen teilten sich nicht nur den Gottesacker, sondern auch die Repräsentation durch Grabmäler, sofern sie es sich leisten konnten.

Seit dem 20. Jahrhundert, genauer: seit dem Ersten Weltkrieg jedoch verlor das Grabmal in der westlichen Gesellschaft zunehmend an Bedeutung. Diese Entwicklung zeigt sich nirgends so deutlich wie in Deutschland. Ein besinnlicher Spaziergang auf den Friedhöfen der Großstädte offenbart die Geschichte vom Niedergang der Grabmalkultur. Während das Monument auf dem katholischen wie protestantischen Friedhof in der Kaiserzeit noch zur Normalität zählte, taucht es danach so gut wie nicht mehr auf. Vielmehr fällt auf, dass der neue Sparkurs der Nachkriegsgesellschaft zu unspektakulärer Einfachheit der ewigen Ruhestätten führte.

Die Grabmäler der letzten 80 Jahre unterscheiden sich kaum noch voneinander. Abgesehen von wenigen stilistischen Differenzen ist die Größe der individuellen Erinnerungsorte eindeutig nivelliert: Auf drei Quadratmeter kommt ein kleiner Grabstein, dessen Inschrift auf Namen, Geburts- und Sterbedatum reduziert ist. Keine Tempel-, Mausoleums- oder Kapellenarchitektur erinnert mehr an den Wohlstand der Verstorbenen und an ihre gesellschaftliche Rolle. Nichts informiert den Neugierigen über Herkunft und Lebenslauf des Bestatteten.

Die Nivellierung der Erinnerungskultur macht auch vor herausragenden Persönlichkeiten der Politik nicht halt. Man betrachte zum Beispiel die Gräber der Altbundeskanzler Konrad Adenauer, Ludwig Erhard oder Willy Brandt. Ihre Ruhestätten befinden sich in Rhöndorf, Gmund oder Berlin, und in ihrer Schlichtheit überbieten sie sich gegenseitig: nur ein schmuckloser Grabstein mit dem eingelassenen Namen ohne jeglichen Verweis auf Amt und Würden. Der Erinnerungskult für die Honoratioren der modernen Gesellschaft hat sich heute vom individuellen Grabmal hin zum kollektiven Denkmal verlagert, das in den Verantwortungsbereich von politischen Institutionen übergegangen ist. Das Grabmal der demokratischen Nachkriegszeit ist die Domäne der Familie geblieben, und zwar unter dem neuen Vorzeichen unbedingter Bescheidenheit.

Auf der Suche nach den Ursachen für die abnehmende Bedeutung des Grabmals in der westlichen Kultur werden in der Regel zwei Faktoren angeführt: die Säkularisierung der Gesellschaft und die Auflösung des Familienverbandes zu Gunsten individueller Selbstverwirklichung. Der Bedeutungsverlust von Religion und Familie in unserer Gesellschaft ist nicht zu leugnen. Doch ein kausaler Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Niedergang der Grabmalkultur ist so ohne weiteres nicht zu konstatieren. Denn es wird gerne übersehen, dass die Errichtung des Grabmals zwar formal betrachtet als Gebot von Religion und familiärer Pietät betrachtet wurde, dabei aber sehr praktischen und lebenskräftigen Interessen der Nachwelt diene.

Eine vollkommen verwandelte Perspektive auf die Funktion des Grabmals bietet die Untersuchung des sozialen und historischen Zusammenhanges ihres Entstehens. Insbesondere die gesellschaftlichen Eliten standen in der Vergangenheit unter existenziellem Konkurrenzdruck. In ihrem Kampf um Selbsterhaltung, das ist keine Neuigkeit, benutzten sie die Kunst als Medium der Propaganda und Selbstbewerbung - auch das Grabmal. Neu ist die Akzentverschiebung in der gegenwärtigen Grabmalforschung: Es ist davon auszugehen, dass die Grabmäler weniger im Dienste von Religion und Pietät auf die Vergangenheit verwiesen, um die bloße Erinnerung an den Verstorbenen aufrecht zu erhalten. Vielmehr waren sie zukunftsorientiert.

Insbesondere die Hinterbliebenen des Verstorbenen waren an dessen Grabmal interessiert, denn es bot den Lebenden die Gelegenheit zu monumentaler Selbstdarstellung mit Ewigkeitsanspruch. Dabei betonten sie in der Gestaltung des Grabmals die Verdienste und Tugenden des Geehrten nicht allein, um ihn unvergessen zu machen, sondern auch, um mit Hilfe seiner Tugendhaftigkeit auf den Adel seiner Familie zu verweisen - und auf diese Weise soziales Prestige für sich zu reklamieren. Das Grabmal diene den Angehörigen des Verstorbenen zur eigenen Statussicherung in einer Gesellschaft, deren konkurrierende Eliten unter höchstem Legitimationsdruck standen. Der Tod stellt sich aus dieser Perspektive als Karrierefaktor für die Hinterbliebenen dar.

Familiäre Statussicherung

Nirgends lässt sich das so gut nachweisen wie in Rom, denn dort verhinderte das Papsttum in seiner Sonderform als kirchlicher Wahlmonarchie die Dauerhaftigkeit von Macht und Einfluss. Starb ein Papst, konnte kein Sohn die Regierung fortsetzen, vielmehr musste ein neuer Papst gewählt werden. Jeder Wechsel des Oberhauptes von Kirche und Kirchenstaat hatte den Austausch der Eliten an den Schaltstellen der Macht zur Folge, denn jeder neue Pontifex holte seine eigene Familie und seine eigene Klientel an den römischen Hof. Für die Parteigänger des verstorbenen Papstes brach zumeist eine herbe Zeit an, die im Extremfall den totalen Statusverlust bedeuten konnte.

Als Selbstschutz vor dem Karriereknick und stabilisierender Anker zum Erhalt der eigenen gesellschaftlichen Bedeutung nahm das Grabmal eine Schlüsselstellung für die Hinterbliebenen ein. Auf einer Gratwanderung zwischen Verschwendung und tugendhafter Angemessenheit diene die Gedächtnisszenierung als Vehikel der familiären und klientelären Statussicherung. Deshalb blühte die Grabmalkultur im neuzeitlichen Rom mit seiner Wahlmonarchie so üppig wie in keiner anderen Stadt Europas. Selbst im Falle äußerster religiöser Selbstbescheidung, wenn sich Päpste wie beispielsweise Sixtus IV. della Rovere (1471 - 1484) in ihrem Testament jeglichen Grabmalpomp verboten, siegte die traditionelle Verpflichtung zum aufwändigen Grabmonument. Die Verwandten und Klienten missachteten den letzten Willen ihres Papstes und nutzten die funerale "Wunderwaffe". Die Chancen der Papstfamilien, ihre gesellschaftliche und politische Bedeutung nach dem Papsttod zu behaupten bzw. nach einer zwischenzeitlichen Krise wiederherzustellen, stiegen durch die gezielte 'Propaganda' des Papstgrabmals beträchtlich.

Seit der Aufklärung und der Französischen Revolution hat sich die Struktur unserer Gesellschaft grundlegend geändert. Das Ende der Ständegesellschaft öffnete nicht nur auf dem Gebiet der Grabmalgestaltung für jeden die Möglichkeit zur Selbstdarstellung, die jedoch vorerst traditionell auf klein- wie großdynastische Ambitionen der Protagonisten ausgerichtet war. Seine archaische Funktion der Repräsentation von gesellschaftlichen Eliten verlor das Grabmal erst mit der zunehmenden Demokratisierung der Gesellschaft.

Nepotismus und klienteläre Seilschaften sind aus heutiger Perspektive zumindest der Theorie nach Stigmata der Vergangenheit, und Grabmonumente erscheinen nachgerade als ihre versteinerte Form. Heute würde uns das aufwändige Grabmal als vermessen erscheinen, denn seine repräsentative Funktion ist verschwunden. Die gesellschaftliche Konkurrenz wird offiziell nicht mehr über Verwandtschaftsbezüge ausgetragen, vielmehr basiert sie auf dem postulierten Ideal individueller Leistungsfähigkeit. Nicht der Verweis auf eine stolze Ahnenreihe gibt heute den Ausschlag, sondern der Nachweis persönlicher Qualifikation - zumindest in der Theorie. Vor diesem Hintergrund wird die Geschichte des Grabmals zum Indikator struktureller Veränderungen einer Gesellschaft und ihrer Werte.

Philipp Zitzlsperger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am von der Fritz Thyssen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt "REQUIEM - Die römischen Papst- und Kardinalsgrabmäler der frühen Neuzeit". Weitere Informationen unter www.requiem-projekt.de.